

Wassili Golowanow  
**Die Insel**  
oder  
Rechtfertigung des sinnlosen Reisens

Aus dem Russischen  
von Eveline Passet



Matthes & Seitz Berlin

»... Von der Tschoscha 15 Werst zur Golubniza; von der Golubniza 15 Werst zum Perepusk.

Vom Perepusk 20 Werst zur Wischas; von der Wischas 27 Werst zur Wama.

Von der Wama 10 Werst zu 2 Bächen, den beiden Snapnizas, von den Snapnizas 30 Werst zur Pescha.

Und in die Pescha mündet, aus dem Bolschoj Kamen kommend, die Pojassa.

Dem Bolschoj Kamen entlang bis zum Meer 230 Werst.

Und von der Pescha-Mündung übers Meer 25 Werst zur Malaja Pescha.

Von der Malaja Pescha aus die Reschitelniza; von der Reschitelniza 30 Werst zur Longa; von der Longa 30 Werst zur Saja.

Von der Saja 30 Werst zur Tschornaja; von der Tschornaja 30 Werst zur Wasiljewa; und an der Mündung dieses Flusses grenzt der Bolschoj Kamen ans Meer.

Und auf der anderen Seite des Gebirges mündet ein Bach ins Meer; von diesem 20 Werst zur Indega, die den Maly Kamen durchschneidet, der Lauf selbigen Flusses 170 Werst.

Von der Indega 20 Werst zur Schelesnaja; von der Schelesnaja aus der Gornostaj.

Und in der Mitte zwischen den beiden im Meer die Insel Swjatoj Nos, die Länge dieser Insel 30 Werst; und Swjatoj Nos gegenüber im Meer die Insel Kalgujew; und von Kalgujew zur Küste 120 Werst; und aus der Insel Kalgujew fließen ins Meer 3 Flüsse: die Bugrjanka, die Wjalimka, die ...

Und die Länge dieser Insel 100 Werst, und der Durchmesser 50 Werst ...

*Kniga Bolschomu Tscherteschu, 1627\**

\* Das »Buch zur großen Landkarte« von 1627 ist eine geographische Beschreibung des damaligen Moskauer Reiches und war Grundlage für dessen erste Generalkarte (die, anders als die in Abschriften überkommene *Kniga*, heute verschollen ist). [Anm.d.Ü.]

I  
DAS BUCH DER TRÄUME



## *Nacht*

Im eisigen Hotelzimmer. Unter zwei Decken. In wollenen Trainingshosen. Vor den Fenstern eine Regennacht.

Wozu? Wozu das Ganze? Ich will essen, spüre ich plötzlich, heiß duschen.

Was suche ich? Die Insel? Aber sie wurde längst vor mir entdeckt. Die Insel ist mein absurder Einfall, man braucht keine große Phantasie, um sich auszumalen, was einen dort erwartet. Flache Weite. Tundra. Ein grauer niedriger Himmel mit dunklen Wolken, wie aufgepflühtes Ackerland. Eine trübe blecherne Sonne, die kein einziges Mal hinter den Wolken hervorkommen wird. Im Wind zitternde kümmerliche Grashalme und – Triumph sommerlicher Prachtentfaltung – Echte Kamille ... Feuchtigkeitsgeruch, allenthalben Moore, und eine Küste, wo es nach nichts als Lehm riecht, weil das Wasser, gelb und eisig, aus irgendeinem Grund keinen Geruch hat.

Ansonsten dürfte alles wie hier in Narjan-Mar sein, nur noch schlimmer. Dieselbe Kälte, dasselbe Elend.

Den zweiten Tag schon gibt es im Hotel weder Heizung noch Wasser. Ich hole das Wasser draußen am Hydranten mit dem Kochkessel. Morgens reicht es, um sich zu waschen, die Toilettenschüssel nachzuspülen und Tee zu kochen, abends: um sich zu waschen, sich feucht mit dem Handtuch abzureiben, die Toilettenschüssel nachzuspülen, Tee zu kochen. Im ersten Stock gibt es eine Tür mit der Aufschrift »Buffet«. Geöffnet habe ich sie bisher noch nicht erlebt. Obwohl es ein neues und das teuerste Hotel der Stadt ist. Das beste ...

Ich murre schon wieder. Nachts ziehen einem kleinmütige Gedanken durch den Kopf, fischschwarmgleich. Manchmal ist der Schwarm größer, manchmal kleiner. Manchmal lässt sich gar nichts denken, so sehr wimmelt und flimmert alles von tausenderlei Befürchtungen, als schnellten kleine Heringe umher.

Alles nur, weil ich gezwungen bin, in einer fremden Stadt auf den Hubschrauber zu warten. Außerdem können Moskauer nicht warten. Am wenigsten Journalisten.

Ich weiß: Die richtigen Gedanken kommen einem erst *im Nachhinein*. Wenn alles abgeschlossen ist. Und es ist völlig sinnlos, diesen Fischschwärmen hinterherzudenken. Aber ich habe eine Kieferhöhlenentzündung. Und ich leide unter der Kälte. Dazu noch dieser Regen tagaus, tagein.

Außerdem, was hat Korepanow gleich noch über diese angeblich auf der Insel existierenden parallelen Zeiten gesagt – die nüchterne und die betrunkene? Dass man in letztere besser nicht geraten solle ... Und dass, je interessanter und einnehmender ein Mensch in nüchternem Zustand sei, desto entsetzlicher in betrunkenem ... Entgegen dem ersten Anschein sind diese Dingen von fundamentaler Bedeutung. Korepanow weiß, wovon er spricht: er hat auf der Insel drei Jahre als Vorsitzender verbracht. Irgendwie ist mir seine Schilderung unvergesslich, wie die Insel im Frühling zu neuem Leben erwacht: Die Märzsonne übergießt die Eismassen mit einem reinen, rosigen Licht, und in der ohrenbetäubenden Stille schlägt plötzlich in einer dunklen Wasserrinne der Weißwal mit seiner Schwanzflosse.

Auch von irgendwelchen unterirdischen Menschen hat er erzählt. Und vom Messer.

Das Messer ... Darauf war ich am wenigsten gefasst. Offen gestanden macht mir das Angst. Die romantische Idee meiner Reise hat sich als trügerisch erwiesen: Es gibt nichts, was weniger romantisch wäre als der Hohe Norden heute. Ich befürchte inzwischen, dass ich das, was ich zu finden hoffte, nicht finden werde. *Omnia praeclara rara*.<sup>\*</sup> Ich war vorgewarnt durch die antiken Autoren. Und

\* Alles Vortreffliche ist selten. (Tullius)

in zweitausend Jahren abendländischer Geschichte hat sich wenig geändert – höchstens drücken wir heute die alten Wahrheiten in neuen Sprachen aus: »Beauty is a rare thing.«\* Sogar in der Musik, verdammt! Nach dem, was ich über den Hohen Norden gelesen habe, schien es möglich, hier Spuren einer gewissen *uranfänglichen* Schönheit zu entdecken. Aber aus dem, was ich inzwischen erfahren habe, ist klar, dass ich am ehesten auf etwas sehr Bedrückendes stoßen werde, wenn nicht gar Bedrohliches wie dieses Messer in der Hand eines Betrunkenen.

Schon wieder. Wieder der Fischschwarm. Weg damit! Hau mit dem Ruder aufs Wasser, auf deinem Floß im Hotelzimmerbett! Weg mit dir, du Kropfzeug, weg jetzt!

Ich springe vom Floß herunter und gehe, die nackten Füße vorsichtig auf dem eisigen Grund aufsetzend, zum Fenster. Im dichten nächtlichen Regenschleier zeichnen sich die grauen Baracken von Narjan-Mar ab. Eine fremde Stadt, in der ich, weiß der Henker warum, gestrandet bin ... Nein. Ich bin aus eigenem Antrieb gekommen. Auf der Suche nach etwas. Ich muss ruhig zu verstehen versuchen, wonach. Nach Sinngebungen. Nach Sinngebungen im menschlichen Leben. Das mag albern, ja schwülstig klingen, aber was tun, wenn wir mit der Sinnlosigkeit unseres Daseins konfrontiert werden?

Denn der Krieg ist schließlich etwas Ernstes, ist blutigernster Widersinn. Tausende wurden ermordet. Haben einander umgebracht. Sich des Sinns beraubt. In der Nacht, als ich meinen Absprung auf die Insel machen wollte, waren Sumgait, Karabach, Baku die Orte der Katastrophe. Seither ist die Liste gewachsen, wie eine Krebsgeschwulst. Die Familie, das Heim, die Welt eines einzelnen Menschen, sein Fleiß und seine Freude wurden des Sinns beraubt, der Tod hält seine Ernte. Man muss der Wahrheit ins Auge sehen: muss den Armen in die Augen sehen, muss den verzweifelten Flüchtlingen in die Augen sehen und in die erkalteten Augen der Ermordeten. *Das menschliche Leben ist keinen Heller wert.* Echten Wert besitzt nur Macht. Und Geld. Und Rohstoff. Und Rüstung.

\* Diese Wendung stammt von Ornette Coleman, dem Pionier des Free Jazz.

Echten Wert besitzt seltsamerweise alles, was das Leben verunstaltet, entstellt, durcheinanderbringt, zerstört, daran hindert, sich zu erheben, was die Steine daran hindert, sich zu einem soliden Mauerwerk zu verbinden, die Schößlinge, eine kraftvolle Pflanze zu werden. Hass hat seine eigenen Gesetze. Wir leben wieder an einem Zeilenende.

Ich glaube nicht an die »Menschenrechte«, aber ich glaube daran, dass die Menschlichkeit den Menschen ausmacht. Ein Ermörder oder Entrechteter, ein seines Geschicks, seiner Bestimmung beraubter Mensch ist der Triumph von Widersinn und Tod. In wessen Namen wurde nicht Blut vergossen! Selbst im Namen des Herrn. Um einander stärker zu hassen rufen die Entrechteten den an, der die Menschen zur Menschheit sammelt. Mit Erfolg. Sie träufeln Hass in die Seele, pechschwarzen Hass. In die Seele, die dazu verdammt ist, Gefäß zu sein – wenn nicht der Liebe, so des Hasses. Wenn nicht des Sinns, so des Widersinns.

Was habe ich damit zu tun?

Vor zwei Tagen sah ich einen Mann, der, eine kurze Regenspauze nutzend, eine lange Stange mit einem neuen Starenkasten obenauf an der Wand eines Hofschuppens annagelte. Als er fertig war, schlug er mehrmals mit dem Hammer leicht auf die Köpfe der fest ins Holz gehauenen Nägel und strich befriedigt mit der flachen Hand über die Stange, sich gleichsam vergewissernd, etwas Gutes vollbracht zu haben. Ich war unterwegs zu einer Gaststätte am anderen Ende der Stadt und fror entsetzlich, bestimmt des Hungers wegen, weshalb ich sofort dachte, die Stare werden die Gastfreundschaft dieses Mannes wohl kaum annehmen, die Sommer hier sind doch gar zu kurz und nasskalt. Außerdem war ja schon August und der Nachwuchs längst großgezogen, Zeit für den Abflug, nicht für die Suche nach einem Nistplatz.

Ich blieb stehen und fragte den Mann, ob Stare bis hierherauf kämen.

»Nein, nie«, antwortete er ruhig, steckte seinen Hammer ein und ging, offenbar nicht geneigt, das unnütze Gespräch fortzusetzen, zum Haus hinüber.

War sein Tun also absurd? Nein. Es war seine Erinnerung an die Freuden des auf rudernden Starenflügeln aus Indien und Persien herannahenden Frühlings, an die Stimmen des Lebens, die, rein wie ein Quell, heiter im elterlichen Garten schlugen oder im Gehölz am Rande des vorzeiten verlassenen Städtchens, wo das Vogelgezwitscher im jungen Grün der Bäume hin- und herbrandet wie ein Echo. Kein Star wird je seinen Brutkasten aufsuchen. Der Kasten aber ist sein Gebet. Mit dem er um Fülle bittet, um das Fluten des Lebens im Frühjahr.

Worum bittet der Maschinengewehrschütze, der den Abzug durchzieht? Um den Tod. Darum, dass seinesgleichen, die Entrechteten, mehr werden – denn nur sie, die mit der Wurzel aus dem eigenen Boden Gerissenen, die ihre Bestimmung verloren haben, sind fähig, das Brot des Hasses miteinander zu teilen. Hier, in Narjan-Mar, habe ich aus dem Radio vom Beginn des Abchasien-Krieges erfahren. Von Freischärlern und irgendwelchen Regierungstruppen, von einem Luftangriff auf Suchumi aus getarnten Bombern, von mit Maschinengewehrsalven niedergemachten Affen aus dem dortigen Forschungsinstitut ... Aus unerfindlichem Grund hat mich das besonders berührt ... Ich weiß: Nach allem, was später in Zentralasien und Tschetschenien geschehen ist, sollte man sich verbieten, von den Affen zu reden. Und doch ... Der gibraltarische Volksglaube, wonach die Stadt so lange stehen werde, wie in ihr Berberaffen leben, bekommt hier einen unerwarteten Sinn. Gibt es keine Affen mehr, wird die Stadt untergehen.

Warum? Das zu wissen ist uns nicht gegeben.

Aber die Zeit verging. Und eines Tages verschlug es mich beruflich nach Abchasien. Als das überfüllte Fahrzeug nach Gagra hineinrollte – mit abgestelltem Motor, um Benzin zu sparen –, begriff ich es nicht, derart hatte sich alles verändert. Nirgends ein Mensch auf der Straße, nirgends ein Eiskiosk. Nur ein schweigsamer, magerhalsiger Hausmeister, der Eukalyptusblätter zusammenreicht und sie in der Stille entzündet wie wohlriechendes Rauchwerk. An die Strandcafés erinnern gerade noch die Löcher dort im Asphalt, wo früher im Sommer gestreifte Sonnenschirme mit Fransen eingesteckt wurden. Auf dem Sand rosten die Gerip-



pe demolierter Kutter und Autos vor sich hin. Früher blühende Siedlungen liegen menschenverlassen da, eingeäschert. Zwischen den Ruinen streunen verwilderte Hunde. Wunderschöne Villen ragen rußgeschwärzt mit eingestürzten Dächern auf, wie riesige Termitenbauten. Unter dem Putz kommt der Sandstein hervor, als wisse er, dass seine Zeit im Dienste des Menschen vorüber ist. Als wolle er zurück zum wilden Leben der Natur, zurück in ihren ewigen Kreislauf.

Das ist die Vergeltung. Nicht nur für die Affen, aber auch für sie. Jedenfalls für den Hass, den die Seele sich zum Gebieter genommen hat.

Krieg bricht dort aus, wo die Menschen den Krieg wollen. Wozu, weiß ich nicht. Vielleicht um angesichts des Feindes sich als Volk wieder im Blut zusammengeschweißt zu fühlen? Oder um die verbotene Freude des Verbrechens zu schmecken? Oder im Kampf sich würdige Führer zu finden?

Aber hält denn das Verbrechen irgendeine Freude bereit? Wurden die Menschen je durch Krieg zum Volk vereint? Und bekam es je einen Führer, dem es hätte vertrauen können?

Vielleicht bricht Krieg ja deshalb aus, damit die Menschen sich zuletzt an Gott erinnern, der aus den Entrechteten die Menschheit erschafft. Doch wie lange muss so ein Krieg dauern, damit die Menschen sich von den Hasspropheten befreien? Oh, bis dahin ist es weit ... Noch ist die Stadt nicht zerstört. Die Männer in den aufgekrepelten gefleckten Hemden mit den automatischen Waffen in kraftvollen Händen sind gerade erst in Harnisch geraten, sie freuen sich an dem gedankenlosen, grausamen Spiel und ahnen noch nicht, dass der Krieg niemanden verschont. Auch keinen von ihnen. Und dass Maschinengewehre zwar gute Mordinstrumente sind, aber wenig Schutz bieten. Nicht vor dem Tod eines nahen Menschen, nicht vor Kälte, Einsamkeit, Verzweiflung, Sinnleere ...

Noch ist es Sommer. Hitze. Schafe in Hülle und Fülle auf fremden Höfen, Wein in fremden Kellern. Noch sieht es so aus, als bräuchte man bloß den Feind aus diesem umzäunten Weinberg da zu stoßen, und das wärs. Der Sieg wäre errungen ...

Was kann man dem entgegenstellen?

Ich habe zwei Bücher dabei: Tagebuchaufzeichnungen von Michail Prischwin und einen wunderbaren Erzählungsband von Boris Schergin über werkendes Volk im Hohen Norden: über Schiffseigner, Steuermänner, Erzähler, Zimmerer und Fangmänner. Er hat wohl keinen ausgelassen, der erwähnt gehört. Ein dickleibiges Buch, lästig als Reisegepäck, aber ich musste es kaufen, denn in Moskau findet man so etwas nicht, außerdem ist es wirklich großartig. Besonders wegen der Reflexionen über die Bestimmung des Menschen. Das gibt es auch bei Prischwin, seine Aufzeichnungen werfen unentwegt die Frage nach dem Sinn des Lebens auf – was ihn zu einem ganz erstaunlichen Vertiefen in sich selbst und das Leben der Natur bringt. Mit den Sinngebungen ist es wie mit den Blumen im Gras: sie verstecken sich nicht, aber ebenso wenig wuchern sie einem entgegen, der Mensch soll sie suchen, suchen müssen ...

»Seit etlichen Jahren«, lese ich bei Schergin, »zeichne ich die gesprochene Sprache auf, vor allem die meiner Heimat, dem früheren Gouvernement Archangelsk. Ich jage den mündlichen Perlen nach ... auf den Dampfern und Schonern, Landebrücken und Ufern unserer liederreichen Flüsse hier im Hohen Norden ...«

Schergin macht den Eindruck eines Menschen von ungewöhnlicher Unversehrtheit, Ganzheit. Nirgendwo, auch nicht in seinem Tagebuch, findet man bei ihm irgendeinen Knacks, einen Riss, ohne den ein heutiger Schriftsteller nicht mehr vorstellbar ist.

Prischwin dagegen hat sich seelisch sehr gequält, ehe er einen ruhigen Begriff von sich und seiner Aufgabe gewann, hat viel durchlebt und sich geprüft – durch Unterwegssein und Begegnung mit den unterschiedlichsten Menschen. Zahllose Tagebucheinträge von ihm, insbesondere aus den frühen Jahren, bilden ein erschütterndes auswegloses inneres Drama ab, von dem im reifen Alter, nachdem die Seelenqual sich gelegt hat, nichts mehr übrig ist. So notiert er zum Beispiel auf einer seiner Asienreisen: »Man muss sich selbst sterben ...« Alle seine frühen Reisen sind auch ein Sterben vom Selbst, *Urasa* auf Kirgisisch, *Saum* auf Arabisch, eine besondere Enthaltung von allem Gewohnten. Auch vom gewohnten Selbst. Er hat viel über sich erfahren auf den Reisen, das

ihm später ermöglichte, sich von seinem Schmerz zu befreien, ein ganzheitlicher Mensch zu werden.

Sie enthalten etwas für mich sehr Wichtiges, die Prischwin'schen Aufzeichnungen jener Jahre ...

Gestern ging ich abends an die Petschora, zum Hafen, wo mir gleich nach der Ankunft ein altes Haus aufgefallen war, geschwärzt, groß, mit Fenstern, deren Blick früher einmal direkt auf den Fluss hinausgegangen sein muss, jetzt aber war die Sicht von einem langen Zaun des Hafenspeichers verstellt. Ich fragte mich, ob da jemand wohnt. War nicht recht auszumachen. Auf dem Dach Moos und Kamille. Der kleine Küchengarten lag brach, nur ein winziges Beet mit doldenüberkröntem Dill zeugte davon, dass hier doch jemand lebte, jemand Altes. Und tatsächlich ging in diesem Augenblick die niedrige Tür eines kleinen Anbaus auf, und heraus schaute ein verhutzeltetes betagtes Frauchen mit weißem Kopftuch. Ich rief sie an, ein Wort ergab das andere – sie bat mich herein, setzte mir Tee mit Moltebeerwarenje und Lachs vor.

Sie begann zu erzählen.

Von der Petschora, die vor vielen, vielen Jahren bei einer Überschwemmung einmal einem Meer glich, was hat sie da über den riesigen blauen Spiegel gestaunt, wie sie, noch mit dem Großvater, über die Auen und Heuschläge und buschigen Ufergestrüppe hinweg fuhr, als ob sie drüberweggeflogen wären ...

»Großvater, wo ist denn das Ufer?« Es gab kein Ufer, nur das Boot, das über die durchsichtige Bläue glitt, und darin der Großvater und die Enkelin ...

Dann sprach sie von ihrem Mann, der sie aus dem Dorf in die Stadt mitnahm. Sie hat sich wohl nie gefragt, ob sie gut oder schlecht, glücklich oder unglücklich lebten. Das Leben war einfach schwierig, und sie bewältigten das gemeinsam, als ob sie gegen die Strömung anruderten. Die Augen gerieben hat sie sich erst, als es ihn nicht mehr gab. Da begriff sie, dass er der allerliebste, zuverlässigste, nächstvertraute Mensch auf der Welt gewesen war für sie ...

Er arbeitete immer drei Tage am Stück: auf dem Fluss Baken setzen und überprüfen, Fahrwassermarkierungen. Eines Tages ging er

wieder auf Schicht. Nahm den Essensbeutel, den sie ihm zurechtgemacht hatte. Verabschiedete sich. Verließ das Haus. Alles wie immer. Aber kaum hatte er die Tür hinter sich zugemacht, da griff es ihr an die Gurgel: Sehnsucht. Sehnsucht nach dem Glück, das für immer vorbei war. Sie rannte ihrem Mann hinterher zum Hafengebäude – aber dort war er nicht mehr. Zum Anleger – auch da nicht. Der Kahn war schon fort auf dem Fluss. Drei Tage später brachten sie ihn, tot. Kurz vorher hatte er über Kopfweg geklagt, dass er einen Druck spürt. Wo er doch früher nie über was geklagt hatte ...

Was ihr übel mitgespielt hat, ihr ein schwaches Herz beschert hat, das war der Tod ihres vierzehnjährigen Jungen, auf den sie lange gewartet hatte und den sie vielleicht umso mehr liebte, als er heranwuchs, da er nach ihr kam: ein schwächlicher, zierlicher Junge. Und dann fing er eines Tages zu husten an: Er hatte in der Petschora gebadet, dann sich mit seinen Freunden am Feuer trocknen lassen, aber dabei gefroren. Sie kriegte ihn nicht kuriert, weil sie zur Arbeit musste, konnte ihn nicht anständig pflegen, ihm bloß Tabletten geben. Im Krankenhaus stellte sich raus, dass er eine Lungenentzündung hatte. Dünner wurde er dort von Woche zu Woche: Weil er so groß war, legten sie den Jungen zu den Erwachsenen, aber die Männer, die rauchten pausenlos, das hat er nicht ertragen. Mama, hat er gesagt, irgendwie gehts mir schlecht, Mama ...

»Schließlich wurden sie auch noch unter Quarantäne gestellt, wegen zwei Bauern oder so, aus Kotkino, die waren anscheinend mit Unterleibstypus eingeliefert worden. Da bin ich zum Chefarzt, um meinen Jungen zu holen, der ist schon so lang bei Ihnen, sag ich, und immer noch nicht auskuriert, und jetzt noch der Typhus ... Geben Sie ihn mir mit ... Nein, sagt der, Ihr Junge ist schwerkrank, so jemanden können wir nicht entlassen, er hat große Geschwüre ...

Ich geh zu meinem Jungen und seh, sein Bauch ist ganz aufgedunsen, ja ... Ich frage den Doktor: Wie ists um ihn bestellt, stirbt er mir?

Er ist gestorben. Ich habe einen Monat nicht geschlafen. Und sieben Kilo abgenommen ...«

Tags zuvor ist ausgerechnet mein Tonband kaputtgegangen, ich muss die ganze Zeit mit dem Finger die Aufnahmetaste drücken. Nach anderthalb Stunden ist der Finger so überanstrengt, dass er zittert und ich einen dumpfen Schmerz verspüre. Aber ich will wissen, wie sich das Leben eines Menschen formt, was ihm bis ins Alter im Gedächtnis bleibt, was das Wichtigste ist.

Einmal im Traum, da hat sie den Saum von einem Wald gesehen. Und einen Echten Johannisbeerstrauch. Der war ein einziges Rot vor lauter Früchten. Eine Weile später fuhr sie dann nach Mariza, das Dorf, aus dem sie rausstammt, und ging in den Wald. Und kommt auf einen Heuschlag. Und erstarrt. Weil: was sie dort sah, war ganz genau der Ort aus ihrem Traum. Ganz genau der Waldrand, ganz genau der vor lauter Früchten überrote Johannisbeerstrauch. Der Waldrand: viel Grün mit Schattenlöchern zwischen den Bäumen und wogendes Gras – und dieser Strauch, flammenartig lodernnd ...

Was hat also, im Rückblick, dieses Leben ausgemacht? Die über die Ufer getretene Petschora während der Kindheit, der Tod des Mannes und die von ihm ausgelöste Verwunderung über die künftig fortsetzungslose Liebe, der Tod des Sohnes, der ihr Muttersein hatte sinnlos werden lassen – und dieser Wirklichkeit gewordene Traum. Warum diese Dinge, weiß ich nicht. Aber was soll man diesem »Großvater, wo ist denn das Ufer?« hinzufügen? Die Hochwasser haben die Erde überflutet, nirgends ein Ort für die Vögel, ihr Nest zu bauen ...

Übermorgen, nein, morgen schon geht mein Hubschrauber. Dann werde ich meine Insel sehen. Wozu auch immer. Das werde ich später, wenn ich sie sehe, wissen. Ich bin nicht sicher, alles richtig und auf die denkbar beste Weise zu machen, aber solange ich meine Insel erschaffe, sie aus eigenen Träumen, Buchzitaten und bruchstückhaften Erzählungen über sie zusammenfüge, so lange lebe ich. Sie muss Wirklichkeit werden.

»Es ist an der Zeit, etwas zu erschaffen!« Ich springe wieder auf das Floß des Hotelbetts, ziehe mir die Decke über den Kopf und schlafe ein.

## *Rechtfertigung des sinnlosen Reisens*

Mein Freund Pjotr, mein treuer Weggefährte! Ich möchte, dass du weißt, wie die Insel aufgetaucht ist. Wie sie, mir zur Notwendigkeit werdend, aus den Tiefen emporsteigt, ein grauer, vom morgendlichen Sonnenlicht unberührter, horizontweit ausgespannter Strand, hinter dem sich, baldachinartig, ein dichter Wald bis zu den fernen Bergen erstreckt. Oder so: Sie tritt aus Nebel hervor, den die Stimmen aufgeschreckter Möwen durchschrillen; ein niedriges, braunes, sich in feierlicher Hoffnungs- und Hortlosigkeit nach allen Seiten hin ausdehnendes Land. Glaubst du, dass das ein und dieselbe Insel ist, die Insel meines Traums? Mit steifen Fingern krame ich in den Taschen meiner Daunenjacke nach der Streichholzschachtel, kann selber nicht begreifen, wie es zu dieser bestürzenden Metamorphose gekommen ist, suche selber ratlos mit den Augen das freudlose Ufer ab in der Hoffnung, wenigstens ein Bäumchen zu entdecken, wenigstens einen Hügel, von dem aus wir uns einen Überblick über die Umgebung verschaffen können – aber nichts. In Watstiefeln kämpfen wir uns durchs Flachwasser, das Boot mit der Ausrüstung vor uns her stoßend, denn wir haben, damit die Schraube nicht beschädigt wird, den Motor abgestellt. Kilometerweit ringsum nur diese flache, trübe Wasserfläche. Nebel, den die Sonne zu durchdringen versucht. Plötzlich stürzt sich von einer uns rechterhand begleitenden glitschigen Lehmbank, deretwegen wir nicht ans Ufer herankommen, eine riesige, laut zeternde Schar Weißwangengänse ins Meer – und ich erwache. Der eisige Nebel, von dem das Gesicht steif und unbeweglich wird, entpuppt sich als die vom Eisenofen abstrahlende Wärme eines prasselnden Feuers;

neben dem unter der Zimmerdecke entlanglaufenden knieförmigen Rohr trocknet an einer Leine unsere durchfeuchtete Kleidung; neben der Tür lehnen anstelle eines Reisigbesens zwei Gänseflügel an der Wand, und auf dem aus Brettern gezimmerten Tisch unterhalb des kleinen Fensterchens steht ein verrußter Kochtopf, überwölkt vom duftenden Dampf einer frisch gekochten Suppe.

Jetzt, da wir uns sattgegessen haben, mein treuer Freund, und belebende Wärme den Körper durchströmt, während im Kessel auf dem Ofen Teewasser dem Siedepunkt entgegenfiept und -zischt, könnte es mir vielleicht Spaß machen zu philosophieren, aber du weißt ja selber: Die beste aller möglichen Arten des Philosophierens ist ein starker heißer Tee.

Ein starker, schwarzer, heißer Tee ... Ich schweige. Aber ich könnte reden! Folge dem Zufall, Pjotr, folge dem Zufall, junger Freund, denn der Zufall ist der Vater des Schicksals. Lach nur, lach – aber ich weiß, was ich sage. Auch ich habe einmal gedacht, ich könnte frei über mich verfügen. Auch ich habe Dinge erlebt, die mir absolut zufällig vorkamen (wie alle glaubte ich als Jugendlicher, ich hätte ebenso gut ein anderes Buch lesen können oder einen anderen Menschen treffen, hätte früher kommen können oder später, und dann wäre dies oder das geschehen und etwas anderes nicht). Aber später stellt sich heraus, dass dem nicht so ist: Ich hatte genau dieses eine Buch lesen müssen (habe jedenfalls genau dieses Buch gelesen) und bin eben genau dem Menschen begegnet, dem ich begegnet bin. Generell unterscheidet sich das Erwachsenenendasein von der Jugend dadurch, dass es alle Zufälligkeiten des gelebten Lebens zu einer Kette von Zwangsläufigkeiten zusammenschließen trachtet – und eines Tages entdeckst du, dass du von lauter Zufälligkeiten (Zwangsläufigkeiten) umstellt bist wie der König im Schach und du, um dem Matt zu entgehen, einen ganz bestimmten Schritt tun musst. Zum Beispiel auf eine Insel fahren, mit der dich nichts, scheinbar ganz und gar nichts verbindet ...

Du glaubst mir nicht, aber das ist wirklich so. Deshalb sage ich dir auch: Folge dem Zufall, Pjotr! Folge ihm, damit nicht der brühend heiße Tee auf deine Hose spritzt, denn der Zufall ist das Sa-

menkorn der Kausalkette, das darauf wartet aufzugehen ... Jajaja, genau das wollte ich sagen: Je dicker die Hose, desto nachhaltiger und unerträglicher verbrennt der kochende Tee dir das Bein! War es ein Zufall, dass das erste von mir selbstständig gelesene Buch *Robinson Crusoe* war? Wozu lange orakeln, wenn es so war? Das erste Buch vergisst man nicht, ich habe meines geliebt – und folglich auch die Insel. Denn so sehr Robinson sich auch nach der Heimat sehnte, die beste Zeit seines Lebens blieben doch die achtundzwanzig Jahre auf jener Insel, auf die ihn ein Zufall verschlagen hatte und die er zu lieben gezwungen war. Ja, zu lieben! Und der Autor hat das verstanden. Mehr noch, von all den Sorgen befreit, die ihn beschwert und bedrückt hatten, stimmt Robinson bisweilen einen innigen Lobgesang auf die Insel an, die vor uns bald wie der entfaltete Bibelvers aus dem ersten Buch Mose erscheint, als Feste zwischen den Wassern, bald wie das irdische Abbild des Paradieses, bald wie eine Metapher vollkommener menschlicher Unabhängigkeit und Freiheit.

Inseln haben ihre poetische Genealogie, genau wie Berge, Flüsse, Höhlen, Grotten, bestellte Felder und andere Orte, die für den Menschen besondere Anziehungskraft besitzen. Abgeschiedenheit, Abgeschlossenheit, Andersheit, Geheimnis – dies fällt als Erstes ein, wenn das Gespräch auf die Insel kommt. Die Gefühle, die sie einem schenkt, sind nicht mit denen zu vergleichen, die auf einsamen Berggipfeln wachgerufen werden, was ihre Anziehungskraft aber nicht schmälert. Das wissen kleine Jungen und Schriftsteller bestens, darin unterscheiden wir, du und ich, uns weder von ihnen noch von anderen. Zunächst müssen wir uns tief vor Stevenson verneigen, der in seiner *Schatzinsel* die romantische Vorstellung vom Eiland aufs Vollkommenste formuliert hat. Um nach Defoe und Stevenson das »Mysteriöse« der Insel zu verstärken, musste Jules Verne der Erzählung phantastische Details hinzufügen, womit er einen ganzen Zweig von ihm nachfolgenden Schriftstellern verführte und auf Abwege lockte, sie zu unverbesserlichen Phantasten machte. Aber was für eine Versuchung ja auch!

Am Ursprung der Tradition stehen Homers *Odyssee* und Vergils *Aeneis*. Die Eilande, die dem Inselbewohner Odysseus begeg-



nen, sind nicht einfach rätselhaft, sie sind eine Gefahr für Leib und Leben. Odysseus ist König von Ithaka, doch jede Insel, die auf dem Weg seiner Wanderschaft liegt, wird von einem anderen regiert, jede Insel ist ein eigenes Königreich und unterliegt ganz der Macht des jeweiligen Herrschers, der zudem nicht unbedingt ein Mensch sein muss.

Im frühen Mittelalter kommt ein neues Motiv hinzu: Suche, unbezwingbares Streben nach der Insel, die noch unentdeckt irgendwo in der weiten Wüste des Meeres liegt. Was jetzt die Schiffe antreibt, die Meere zu durchpflügen, ist nicht länger die Heimkehr, sondern das Hinaus, der Aufbruch in ein unbekanntes Land. Dieses, als Land der Seligkeit entworfen, veranlasst Brendan den Reisenden, jahrelang in den Fluten umherzuirren, und eigentlich ist es diese unermüdliche Pilgerschaft, die ihn zum Heiligen werden lässt: wie die Irrfahrt des Aeneas ist auch Brendans Seereise geistiges Tun, fortwährendes Gebet. Übrigens will Brendan jenes Eiland, auf das die Engel herniedersteigen, gesehen haben. Und vielleicht hat er es ja gefunden, wiewohl spätere Forschungsreisende, die an die Wirklichkeit seiner Gesichte glaubten, die physische Existenz der Insel nicht nachzuweisen vermochten.

In der Epoche der großen geographischen Entdeckungen erfreuten sich frei erfundene Beschreibungen nicht minder frei erfundener Reisen ungeheurer Beliebtheit, in ihnen strotzte es nur so von hanebüchenen Phantastereien: von Ungetümen, Zwergen, Wundern, absurden Bräuchen – was zuletzt in die ätzenden Satiren von Swift und Rabelais mündete, deren Zwerge, Riesen, Houyhnhnms und Makräonen Inselbewohner sind. Auch Utopia ist eine Insel und rundum fiktiv. Thomas More schrieb eine auf den Kopf gestellte Satire: das Bild des idealen Staates.

Aber die Insel! Die Insel kann nicht nur der Satire dienen, selbst wenn sich ihrer ein Meister wie Anatole France annimmt. Die Insel lockt Künstler und Dichter, sie verbirgt sich wie eine Frau, und träumt wie eine Frau davon, entdeckt und besungen zu werden. Im Jahr 1843 flieht von einem amerikanischen Walfänger ein Mann auf eine der Marquesas-Inseln – Herman Melville, der noch gänzlich unbekanntes Schriftsteller und künftige Verfasser des *Moby Dick*,

der im riesigen Buch der Inseln das in unserem Zusammenhang so wichtige Thema der Flucht anstimmt. Des Davonlaufens vor den rigiden Dienstvorschriften, den menschlichen Beziehungen mit ihrer Gemeinheit und dem Zwang, die bürgerlichen Gesetze und Bräuche annehmen zu müssen. Des Fortgehens von der Welt, von allem. Die Insel wandelt sich vom Sammelpunkt der Gefahren zum Fluchtpunkt der Rettung, sie wird zum letzten Territorium, wo Unversehrtheit noch möglich ist, wo sich noch wahre menschliche Beziehungen finden lassen und die Größe der Natur noch berührt werden kann. Der Erste ist Melville, ihm folgt Gauguin (*Noa Noa*) und später Rockwell Kent, der auf der Suche nach Authentizität sich immer weiter von der Zivilisation entfernen musste – bis zu den Gletschern Grönlands, wo er seine boreale Idylle *Salamina* schrieb.

Die Flucht, auch die meistens misslingende, das Paradies, auch das nicht gewonnene, der Schatz, auch der nicht gefundene – diese Topoi, die bereits den Büchern von Melville und Gauguin einen furchtsamen Ton beimischen, klingen voll in den Werken zweier zeitgenössischer Autoren auf, in denen das Magische der Insel eine ungeheure Handlungsspannung erzeugt: John Fowles *Der Magus* führt uns zweitausend Jahre nach der *Odysee* und der *Aeneis* zurück ins Mittelmeer, wo unter Vergessen und sonnendurchflutetem Traum verborgen die alten Mythen darauf warten aufzuerstehen und fortzuleben; T.C. Boyles *Der Samurai von Savannah* dagegen ist die klassische Fluchtgeschichte eines, der in die Falle der Insel gerät.

Die Insel als Idee wuchs mir jedenfalls ans Herz, lange bevor ich den Fuß auf irgendeine reale setzte.

So hat mich der Zufall in die erste Falle tappen lassen. Die zweite – der Traum von einer Reise – schnappte wenig später zu. Auch daran ist nichts Besonderes. Alle kleinen Jungen träumen davon zu reisen. Und zwar zu *reisen*, weißt du, das heißt: sich Gefahren aussetzen, laufen bis das schwere Gepäck oder der Durst dich auslaugen, vorwärtskriechen, mit dem eigenen Ich den Raum vermessen, sich mit ihm verschwistern und ihm, nach dem Ge-

setz der Verwandtschaft, all seine Kraft, Verzweiflung, Begeisterung hingeben – um im Gegenzug etwas zu erhalten, wofür ich keinen Namen kenne, aber Touristen, die aus dem Bus wie aus einem Aquarium auf die Sehenswürdigkeiten von Moskau, Paris oder London schauen, werden dessen nie teilhaftig. Der Raum beschenkt einen mit unzähligen Reichtümern. Der Raum macht einen zum Menschen ...

Aber wo bleibt die Gerechtigkeit?! Fünf Jahrhunderte nach den Entdeckungen des Kolumbus ist die Erde von Tausenden von Glückspilzen, die vor uns auf die Welt kommen durften, derart gründlich ausgeforscht, bereist und mit akribischem Ernst beschrieben worden, dass wir scheinbar nicht mehr die geringste Chance haben, die Begeisterung dessen zu erleben, der als Erstentdecker ein unbekanntes Gestade betritt. Grund genug, zu zweifeln. Alle modernen Reisen erinnern in ihrer Vorsätzlichkeit an die Bootsfahrt der drei Helden von Jerome K. Jerome und sind in diesem Sinn zutiefst literarisch. Aber wenn wir uns damit abfinden, was wäre Schlimmes daran? Die Reise entwächst der Welt der Bücher und kehrt in diese zurück: Sie ist ein eigenes Genre, der Literatur wie des Films – das ist ihre einzige Rechtfertigung vor den Menschen. Alle modernen Reisenden begreifen das bestens, ob Cousteau mit seiner Crew, für die die Calypso, dieses Schiff, dessen Name wie ein Echo auf Homer klingt, zum Zuhause wurde, ob Reinhold Messner, der allein den Everest bezwang, oder Michel Siffre, dieser Bewohner dunkler Höhlenschlünde. Alle müssen sie Rechenschaft darüber ablegen, was sie erleben durften, andernfalls wendet die Menschheit sich von ihnen ab wie von jemandem, der sich Gemeineigentum unter den Nagel gerissen hat und jetzt damit geizt. Sie müssen den Menschen das Geheimnis zurückgeben.

Zwei, drei Jahrhunderte lang haben Wissenschaftler sich mit nichts anderem befasst, als gigantische Inventarlisten all dessen zu erstellen, was es auf der Erde gibt, und es zu systematisieren. Und so wurde alles bekannt. Und alles überdies zugänglich. Und das Geheimnis verschwand. Wen hielten die Säulen des Herakles heute noch auf? Wer würde heute noch behaupten, jenseits der norwegischen Nebelküsten gebe es »weder Erde noch Himmel«?

Selbst die Sahara hat vor dem Menschen kapituliert und wurde zur riesigen Rennstrecke für die Rallye Paris-Dakar; selbst der amazonische Regenwald kann nicht gegen die gigantische Technik an, die ihn zerfetzt und aus dem Boden reißt, um sich ins Erdinnere zu fressen, zu den Zinn- und Manganerzvorkommen ...

Der Verlust des Geheimnisses ist unhintergebar. Aber weißt du, was der Name Kalypso bedeutet? Die Verbergende. Die Reisenden des 20. Jahrhunderts suchen das Rätsel, nicht seine Entschleierung, schlimmstenfalls auch Abenteuer zum eigenen Schaden, um die Menschheit aus alptraumhafter Allwissenheit und Selbstzufriedenheit zu erretten. Und wenn wir, mein Freund, uns aus der Hauptstadt an den Rand eines abgelegenen Flachwassergebiets mit glitschigen Lehmhängen versetzen, um hier unseren Stiefelabdruck zu hinterlassen, dann versuchen auch wir uns in dieser Zauberei.

Aber die Teephilosophie hat mich auf Abwege geführt. Ich hatte vom Zufall angefangen. Der Zusammenhang ist folgender: Nach allen Büchern, die ich verschlungen hatte, träumte auch ich davon, ans Ende der Welt aufzubrechen, wusste aber nicht, wohin. Da fiel mir ein Atlas mit Landkarten voll weißer Flecken in die Hände: Was war das, wenn nicht die Schlinge des Zufalls? Echte weiße Flecke – grandios! Sofort stürzte alles über mich herein: Terra incognita, Hoffnung, Herausforderung. Die Aussicht auf Unerhörtes; teuflische Versuchung: Alles, was dir dort widerfährt, widerfährt nur dir allein, garantierte Authentizität aller Gefühle, keine touristischen Surrogate, keine televisionären Substitute ...

Genau genommen war es ein alter, äußerst gediegener deutscher Weltatlas aus dem Jahr 1927. Die Karten von Europa, Afrika und Ozeanien, besonders von den Landstrichen und Gebieten, auf die Deutschland als verlorene Besitzungen Anspruch erheben mochte, waren mit solch perfekter, unbezweifelbarer Genauigkeit wiedergegeben, als wären es Arbeiten des allerkunstfertigsten Miniaturstechers. Doch plötzlich verlieren sich die fein ausgeführten Reliefschnitte, erleidet die Klarheit der Linien Einbußen, tritt eine schülerhafte Unsicherheit des Kartographen zutage. Die Pünkt-

chen da zum Beispiel: so ungefähr, muss die Küstenlinie verlaufen. Die Flüsse: Mündungen, von denen punktierte Linien abgehen. Ein riesiger See, bestimmt fünfmal so groß wie der Genfer, immerhin der größte in Europa – auch er gänzlich skizzenhaft umrissen. Dahinter: nichts. Eine weiße Fläche. Terra incognita. Die Taimyrhalbinsel: vierhunderttausend Quadratkilometer Terra incognita.

Mir war natürlich bewusst, dass 1927 weit zurücklag und sämtliche weißen Flecke auf den Landkarten der Polargebiete längst aufgefüllt waren. Doch wenn der Zufall dieses Atlas bedurfte, so nur, um meinen Kurs abzustecken: nach Norden. Der Hohe Norden bleibt immer noch der Hohe Norden, kein dickärschiger Tourist kommt einem hier mit seiner verfluchten Kamera dazwischen, um sich vor irgendeiner »Sehenswürdigkeit« zu verewigen. Der Norden ist zu rau, um sich eitle Selbstgefälligkeit zu erlauben. Und zu weiträumig, als dass hier die Maßstäbe für unsere Sorgen und Erregungsanlässe unverändert blieben. Denn hier ist der Mensch wahrlich klein, und groß der ihn bedrängende Raum, zahlreich sind die Seen, tief die Flüsse, reglos-kalt die Moore ...

Ich wusste nichts über den Hohen Norden. Ich war Nachrichtenreporter in einer Zeitung, und das Einzige, was mich von meinen Kollegen unterschied – und zweifellos negativ, weil es mich immer stärker vom Arbeiten abhielt – war der unbezähmbare Wunsch, meine eigene Reise zu machen. Das Zeitungsgetratsche schnürte mir die Luft ab. Ich entwickelte einen regelrechten Hass. Ich suchte in den Landkarten Rettung, deren exotische Toponyme ich mir hersagte wie Beschwörungen: Byrrangagebirge, 1146 Meter, mit Gletschern. Taimyrhalbinsel. Zu schwierig für einen Menschen, der keinerlei Expeditionserfahrung besitzt. Sachanin-Wasserfall. Klingt schön. Achtzehn Kilometer flussabwärts gibt es einen Balok\*, dort beginnt ein gangbarer Weg. Aber das Ganze liegt auf Nowaja Semlja. Ein gigantischer Archipel des Verteidigungsministeriums, Sperrgebiet, der Pol der Unzugänglichkeit ... Die Kolokolow-Bucht, ein Leuchtturm, die Tschajatschi-Inseln, das (unbewohnte) Dorf Nischni Schar ... Ein faszinierendes Ge-

\* Eine transportable Hütte auf Kufen. [Anm.d.Ü.]

misch aus Land und Wasser, aus Hochmooren, Flachwassergebieten, Binnenseen und kleinen Flüssen. Kein Pfad, kein Anleger, keine Behausung, keine Menschen. Hunderte Kilometer kalten Sandstrands. Dort – dort ist das Ende, der Rand der Welt ...

Ich steckte voller Zweifel, was meine Kräfte betraf, und fragte mich, wie dieser Raum sich mir aufschließen würde. Aber da trat erneut der Zufall als Verlocker auf, verschlug mich auf die Solowezki-Inseln. Die Solowezki-Inseln begeistern ja jeden, und wer zum ersten Mal dort dem Hohen Norden begegnet, dazu bei heiterem Sommerwetter, der ist zwangsläufig verzaubert, krank, außerstande, die sich ihm anbietende Wirklichkeit zu begreifen. Die – wie auf japanischen Zeichnungen – windgedrechselten Kiefern, die anrührenden Krüppelbirken und blumenübersäten Wiesen, die Torfmoos-Föhrenwälder und die offenen Tundraräume, durch deren rötliche Haut wie harte Beulen Findlinge überzogen vom Milchschaum gelber und grauer Flechten stoßen – alles, bis hin zu den Spiegelbildern der verlassenen Gotteshäuser auf den dunklen Flächen der Seen, bis hin zur bebenden Waldesstille, die den begleitet, der mit dem Boot die einst von Mönchen ins Innere der Insel gegrabenen Kanäle durchrudert, – alles hält der Bezirzte für bare Münze und glaubt, dies sei nun der Hohe Norden.

Haben wir das aus dem Fernsehen, Petja? Ob die französischen Schlösser oder der Karneval von Rio, das Leben in den Mangrovenwäldern auf Borneo oder die nächtliche afrikanische Savanne, alles ist zugänglich geworden – und auf der Stelle wertlos. Und schon sieht man nicht mehr, kann man nicht mehr verstehen, dass Solowki ein besonderer Ort ist, dass Sawwati und Sossima mit ihrer Lodje womöglich nicht von Ungefähr an diesen Gestaden landeten, dass hier das Wunderbare aufs Unglaublichste verdichtet ist, als habe der Herr diesen Krümel Erde wie einen Film montiert, ausschließlich mit berücksichtigenden, wie eigens zu Kontemplation und Gebet erschaffenen Anblicken. Und kein Anblick ist hier beliebig, kein Gebäude, dessen Fenster zufällig in die Landschaft hinausgingen, keine Kirche, die nicht einen Buckel, ein Inselchen, eine stille Meeresbucht schmückte. Natürlich, Solowki ist ein blaues, durch fünf Jahrhunderte vom Menschen zu himmlischer Reinheit ge-

schliffenes Kleinod, und nicht der ganze restliche Norden kann so sein, auch wenn noch andernorts in Sommernächten der Himmel feuervogelschwänzig lodern mag und in der Tundra der Stein sich beflechtet.

Aber unfähig, all dies zu verstehen, stürzte ich, kaum wieder in Archangelsk von Bord gegangen, zum Schiffsfahrplan, um zu schauen, welches Ziel sich noch ansteuern ließe. Denn nach den Solowezki-Inseln schien endgültig geklärt: Der Hohe Norden war der stärkste Eindruck meines Lebens – dorthin musste also meine Reise gehen. Wohin genau, wusste ich nicht, aber die Route der *Juschar* gefiel mir: Archangelsk – Narjan-Mar, via Kolgudjew. Bis zur Insel fuhr die Fähre nur einen Tag, auf dem Festland nahezu ursprünglich-wilde Orte zurücklassend. Aber ich dachte, eine Insel, zudem eine nicht gerade kleine in der Barentssee, ist genau das, was ich brauche ...

Was ist das Gute an einem Traum? Dass er nicht gleich Wirklichkeit wird. Er lebt tief in unserem Herzen, erfüllt es mit Hoffnung. Ich kehrte nach Moskau zurück. In der Alltagshatz vergaß ich die Insel rasch. Aber der Zufall hatte seine Arbeit getan; jetzt genügte es zu warten, bis ich ausführen würde, was mir vorgezeichnet war.

Vertrau dem Schicksal, Petja, und leg Holz nach! Die Scheite im Ofen bersten, in lustigen, kringeligen Spänen schießt das Feuer auf und davon, säuselt im Rohr: Was Wirklichkeit werden sollte, verwirklicht sich nun.

Glaub mir, ich habe den Zeitpunkt hinausgezögert, so lang ich konnte. Ich gab meine Stelle auf, fuhr nach Kamtschatka und heuerte als Matrose und Fischverarbeiter auf einem Trawler an. Am Tag vor seinem Auslaufen packte mich die Furcht und ich floh an Land ...

Ich war zu dem Schluss gekommen, dass im Gefängnis einer rostigen schwimmenden Fabrik Fische auszunehmen etwas vollkommen anderes ist als auf einem der La Perouse'schen Schiffe die Meere zu durchpflügen. Womit ich richtig lag. Aber seltsam: Meine Unfähigkeit und, wie sich zeigte, auch Unlust, etwas in

meinem Leben zu verändern, ließen mich immer bedrückter und deprimierter werden. Es stellte sich heraus, dass ich nur das konnte, was ein Journalist können muss – sprich: telefonieren, Nachrichten und Kommentare herbeischaffen, rauchen, Kaffee trinken, mit dem Gesicht eines, der schon alles weiß oder sogar noch ein bisschen mehr, über jeden Gegenstand plaudern und die Welt in publikationstaugliche oder -untaugliche Themen parzelliert wahrnehmen ... Abends kam ich zerschlagen nach Hause. Eine Idee, wie ich meinen Traum verwirklichen könnte, hatte ich nicht.

Es vergingen einige Jahre. In meinem Leben geriet alles aus den Fugen. Ich wurde von meiner Frau geschieden. Ich versuchte beruflich weiterzukommen, kam bei einer der damals renommiertesten Zeitungen unter und schrieb ernste Artikel. Die Chefs lobten mich, aber mir wurde von meiner eigenen Ernsthaftigkeit ganz gruselig, auch von meiner Sprache, die offenbar sogar gedruckt greisenhaft-langweilig klang: kein Leserbriefschreiber hielt mich je für jünger als vierzig, obwohl ich erst siebenundzwanzig war.

Mir wurde bewusst, dass ich in die Jahre gekommen war und sterben würde. Angst saß mir im Nacken.

Da begann ich eines Nachts zu reden, als ich wieder einmal mit einem Freund in der Küche hockte und wir mit Alkohol der Angst zu entfliehen versuchten. Ich appellierte daran, nicht zu verzweifeln, es gebe noch eine Chance für uns auf ein echtes Menschenleben: die Insel. Wir müssten aufbrechen dorthin. Müssten das alles sehen: den Berg Paarkow, den Kriwoje-See, das Flüsschen Gussinaja, die heiligen Hügel ...

Mein Freund hörte aufmerksam zu. Dann öffnete er die schwergewordenen Lider und blickte mir in die Augen:

»Alles Bullshit. Gibts nicht, so eine Insel ...«

Wozu ihm widersprechen? Ich kramte eine Karte mit großem Maßstab hervor und betrachtete die Insel meiner Hoffnung aufmerksamer. Was mich sofort an ihr anzog, war die Vollkommenheit ihrer Form: beinah rund, und an den Rändern etwas eingedrückt, wie eine abgegriffene Münze. Ausgedehntes Grün: flach. Natürlich



einige Flüsschen, Seen, Hügel. Seltsame offene Sandbereiche ... Alles, was man für die Welt im Kleinformat braucht.

Im Süden und Osten schieben sich, zwei spillerigen Krebssehen gleich, vom Meer her lange schmale Sandinseln an Kolgusjew, die Ploskije Koschki. Auf der südlichen Nehrung ist eine Isba eingezeichnet – vielleicht für Fischer oder Jäger? Plötzlich überkam mich der unbändige Wunsch, dort zu sein, in dieser Hütte, zwischen Himmel und Erde, und ringsumher ist nichts zu sehen außer dem Meer, nichts zu hören außer den Rufen der Vögel ... Ich wollte mich dort für eine Woche, einen Monat verkriechen ... Mich zusammenziehen. »Mich selbst sterben.«

Ich wollte dorthin für immer fliehen – während es genügt hätte, hinzufahren. Ob du es glaubst oder nicht, aber bis es soweit war, vergingen noch einmal zwei Jahre. Wer wollte da noch behaupten, dass Odysseus, der sieben Jahre lang bei der Nymphe Kalympso Gefangener seines Zauderns war, uns nicht geistesverwandt ist in diesem seinem Wanken?

Ich wollte zusammen mit jemandem zu meiner Insel aufbrechen und glaubte, leicht einen Weggefährten finden zu können. Tatsächlich reagierten die meisten meiner Bekannten zunächst begeistert auf den Vorschlag, an einer echten borealen Odyssee teilzunehmen. Dann folgten die Fragen: Und was kriegen wir zu Gesicht? Was gibt es dort? Lässt sich ein Film draus machen? Eine Fotoreportage? Worüber? Worüber noch, außer über die Natur?

Ich wusste keine Antworten auf diese Fragen. Ich hatte sehr vieles nicht bedacht. Unter anderem, dass die Zeit, »einfach so« zu reisen, vorbei war. Weshalb die Idee mit der Insel vielen als blanker Unsinn und pure Zeitverschwendung erschien. Und tatsächlich mussten sie ja nicht genauso denken wie ich. Dann kam noch der Augustputsch von 1991 dazu, die Aufmerksamkeit der schreibenden Zunft wie der Leser war ganz von den Ereignissen absorbiert, die bis ins Jahr 1993 und noch weiter reichten. So dass all meine Versuche, meinen Kollegen eine Insel in den Blick zu rücken, nur Ärger hervorriefen.

## *Inhalt*

### *I*

#### *Das Buch der Träume*

Nacht	9
Rechtfertigung des sinnlosen Reisens	19
Pjotr	33

### *II*

#### *Das Buch der Flucht*

Zwischen »jetzt« und »nie«	49
Die Flucht	57
Der Schütze und der Fliehende	80
Der Traum	125

### *III*

#### *Das Buch der Wanderung*

Der Anfang	135
Achtzehn Zeilen	163
Der Vogelring	192
Trevor-Battye	203
Erde ohne Götter	236
Die Nacht in der Tundra vom Sonnenuntergang bis zum Sonnenaufgang	264
Der Wind	309
Das Ren	313
Erneut der Wind	324

#### IV

##### *Das Buch der Schicksale*

Wir kehren zurück	337
Der Sohn des Schamanen	350
Der letzte Held	355
Das Messer	374
Die Zauberhügel	393
Das Märchen für die Geliebte	427

#### V

##### *Das Buch der beigelegten Seiten*

I. Die Síde	444
II. Grigori Iwanowitsch erzählt	459
III. Der Maler Prokopi Jawtysy zeigt seine Bilder	479
IV. [Trevor-Battyes Widmungsgedicht zu <i>Ice-Bound on Kolguev</i> ]	484
V. Nikita Ardejew erzählt	485
VI. Soziologischer Abriss, für das Geographische Institut der Akademie der Wissenschaften verfasst von den Teilnehmern der Expedition von 1994	506
VII. Die Insel Kolgudjew im Jahr 2012	516

Textgrundlage: Ostrov, ili opravdanie bessmyslennykh putešestvij erschien erstmal 2002 im Moskauer Verlag Vagrius. Der Autor hat das Manuskript für die deutsche Ausgabe noch einmal leicht bearbeitet, d.h. im Wesentlichen gekürzt. Der im Original erstmals in russischer Übersetzung publizierte Bericht »Die Insel Kolgudew« von Saweljew wurde, da ursprünglich auf Deutsch erschienen und auch heute leicht zugänglich, nicht in die deutsche Ausgabe übernommen. Statt dessen kommen hier im »Buch der beigefügten Seiten« die Kapitel VI und VII hinzu.



Mikhail  
Prokhorov  
Fund



transcript

Der Verlag bedankt sich für die großzügige Unterstützung durch die Mikhail Prokhorov Foundation TRANSCRIPT Programme to Support Translations of Russian Literature.

Erste Auflage Berlin 2012

Copyright © 2012

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Göhrener Str. 7, 10437 Berlin, [info@matthes-seitz-berlin.de](mailto:info@matthes-seitz-berlin.de)

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright © der russischen Ausgabe, 2002

Vagrius Verlag – Moscow

»Ostrov ili Opravdanie bessmyslennykh putešestvij«

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Landkartengestaltung S. 524/ 525: Rainer Tschernay, Berlin

ISBN 978-3-88221-994-4

[www.matthes-seitz-berlin.de](http://www.matthes-seitz-berlin.de)